

«Lieber mehr Facetten als weniger»

Der Psychoanalytiker Peter Schneider ist ein Lebensberater der etwas anderen Art. Nun erscheinen seine TA-Kolumnen gesammelt in Buchform.

Mit Peter Schneider sprach Andrea Schaffroth

Herr Schneider, mögen Sie Ihre Rolle als TA-Briefkastentonkel?

Ja, weil es mir gefällt, anderen und auch mir selbst an alltäglichen Dingen Grundsätzliches klar zu machen.

Lesen Sie Beratungskolumnen?

Kaum. Aber nicht, weil sie grundsätzlich schlecht sind. Die Sexberatung im «Blick» etwa ist angenehm unbetöhlend. Ob sie dem Einzelnen wirklich aus seinem Schlamassel helfen, steht auf einem ganz anderen Blatt.

Beratungskolumnen sind also nicht dazu da, jemandem zu helfen?

Sie können für den Einzelnen schon eine Wirkung haben, aber die ist kaum kalkulierbar.

Sind Sie nicht einfach ein Antiberater?

Schon (lacht). Allein aus der Erfahrung heraus, dass Ratschläge wenig bewirken.

Aber Beratung hat doch Hochkonjunktur, wie die Plut von Ratgeberbüchern zeigt.

Da habe ich noch nie etwas Gescheites gelesen. Das Beste der Art sind wohl noch Bücher wie «Besser digital fotografieren» o. Ä. Das Genre Ratgeberbücher ist durchweg unfreiwillig komisch. Literatur überhaupt hat allerdings häufig eine unbeabsichtigte Ratgeberfunktion. Man bekommt beim Lesen eines Romans Varianten vorgeführt, wie man sonst noch leben könnte, was es auch noch gibt in der Welt. An eigentlichen Ratgeberbüchern nervt mich, wie sie den Affen immer Zucker geben.

Was meinen Sie damit?

Sie praktizieren eine Art von opportunistischem «Sich-an-die-Leser-Anschleimen». Die Leute sollen A ein gutes Gewissen und B einen Grund haben, sich mit sich und der Welt im Einklang zu fühlen. So im Sinne von: «Warum starke Frauen keine Männer finden.» Da kann jede, die keinen Mann gefunden hat, sich einbilden, sie sei eine starke Frau. Vielleicht hat sie aber einfach nur Mundgeruch.

Nun geben Sie Ihre Kolumnen aber selbst auch als Buch heraus.

Ja, aber es ist kein Buch, in dem man etwas nachschlägt, um sich Rat zu einem bestimmten Thema zu holen. Eher eins, bei dem man beim Durchblättern vielleicht manchmal hängen bleibt und dabei auch auf Widersprüchliches stossen kann.

Was bringt es den Lesern, Ihnen Fragen zu stellen, wenn sie nicht beraten werden?

Dass ich für sie über etwas nachdenke. Ein Gedankenexperiment, wie man eine Angelegenheit auch noch betrachten könnte.

Dann sind die Kolumnen Inszenierungen Ihrer Denkkunst?

Nein, ich fände es daneben, wenn die Fragesteller einfach nur Stichwortgeber wären. Aber manchen Fragen wird man vielleicht gerade dadurch gerecht, dass man sie auf einen Umweg führt.

Geben sich die Leute damit zufrieden?

Jedenfalls schreibt mir nie jemand, es sei unverschämte, wie ich überhaupt nicht eingegangen sei auf seine Frage. Es

schreibt aber auch niemand: «Wundervoll, wie Sie mein Leben verändert haben!» Die Leute akzeptieren offenbar, dass die Frage, indem sie sie öffentlich machen, sich im wörtlichen Sinne «verallgemeinert».

Wie sieht Ihr Weltbild aus? Haben Sie eins? Wenn alle eine Sache von der einen Seite anschauen, denke ich automatisch, sie sei es wert, auch mal aus einer anderen Perspektive betrachtet zu werden. Das ist ein negativ formuliertes, eher formales Weltbild. Es bedeutet einfach, dass ich es lieber habe, wenn etwas mit der Zeit mehr Facetten kriegt als weniger.

In einer Ihrer letzten Kolumnen schrieben Sie über die «Stärke des Unentschiedenseins». Was das ein persönliches Credo?

Bevor ich mich jetzt schon festlege, was ich mir definitiv auf den Grabstein meins lassen würde, würde ich noch ein bisschen warten. Aber ich frage mich tatsächlich, ob nicht auch ein Mehrwert dadurch entstehen kann, dass man sich gerade nicht für eine Seite zu entscheiden vermag.

Stehen Sie damit nicht quer? Heute wird doch viel lieber Klarheit und Entschlossenheit gepredigt. Und in den Medien ist emotionaler Thesenjournalismus gefragt.

Ich hoffe, dass ich nicht so quer stehe. Beziehungsweise, dass es schon noch andere Leute gibt, die nicht nur in saftigen Thesen denken. Das Thesenartige ist halt lauter. Andererseits wurde ich immerhin von mehreren Zeitungen als Kolumnenschreiber angefragt und darf mich täglich im Radio über die Weltlage verbreiten.

Sehen sich die Leute nach Differenzierung?

Wahrscheinlich entspricht sie letztlich einfach der alltäglichen Lebenserfahrung. Es schwafeln zwar alle ständig von Entschlossenheit, Leadership, Grenzsetzen und sonst was. Aber das alles widerspricht doch jeder Empirie. Wenn man sich schon nicht entscheiden kann, welches Paar Schuhe zu kaufen, wie soll man sich denn in den grossen Dingen des Lebens fortwährend klar entscheiden können? Es wäre schön zu wünschen, dass meine Kolumne das eine entspannende Wirkung hat. Schliesslich ist es erleichternd, nicht immer so furchtbar identisch mit sich sein zu müssen.

Sind Sie nie frustriert darüber, wie wenig Ihre Haltung offensichtlich beliebt?

Doch. Aber die Müllabfuhr kommt ja auch nicht einmal für immer, sondern jede Woche wieder. Es fehlt oft das Gefühl für Verhältnismässigkeit. Etwa beim Feinstaub. Natürlich gibts ihn. Aber das Thema kommt so daher, dass die Leute von einer Woche auf die andere glauben müssen, dass sie übermächste Woche deswegen tot umfallen werden, bis sich herausstellt, dass sie ja noch wahrscheinlicher von einem Kampfhand togebeissen werden respektive am fehlenden Velohelm sterben.

Wie stehen Sie zu Themen wie der Islamisierung oder der Jugendgewalt?

Ich habe mich ja früher oft selbst über das ganze Multikultigezette lustig gemacht. Aber wie man jetzt Multikulti als eine höchst gefährliche Illusion bekämpft, ist ebenso daneben. Politische Inkorrektheit ist so etwas von Mainstream geworden, dass man manchmal gerne wieder politisch korrekt ist. Auch das Gejammer von

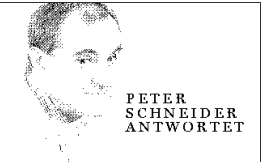
der ständigen Zunahme der grässlichen Jugendgewalt finde ich enervierend. Das relativiert sich sehr, wenn man mal 90 Jahre zurückschau und sich vorstellt, mit welcher Begeisterung die deutsche Jugend als Freiwillige in den Ersten Weltkrieg zog.

Sie glauben also nicht daran, dass die Welt schlechter wird?

Ich glaube auch nicht, dass sie besser wird. Ich vertrete ja nicht die Antithese zur Jugendgewalt-Debatte, dass die Jungen sich prügeln und mit Messern stechen müssen, weil das Teil einer naturgegebenen Entwicklung ist. Ich finde es nur merkwürdig, wie monochrom Weltbilder gemalt werden. Mich interessiert es nie, irgendein Phänomen möglichst allgemein abzuhandeln. Man tut dem Singulären Unrecht, indem man alles zu einem einzigen Trend macht. Nehmen wir die Vogelgrippe. Sie wird durch die Massentierhaltung gefördert, und wie diese immer Viecher in Plastiktüten verpackt und lebendig begraben werden, ist tatsächlich skandalös. Das sind die Punkte, die es verdienen, beachtet und auch kritisiert zu werden. Aber gerade sie gehen unter im hysterischen Mediengekreische um den Versorgungsnotstand hinsichtlich Tamiflu.

Der Zürcher Psychoanalytiker und Kolumnist Peter Schneider beantwortet seit bald zwei Jahren Leserfragen auf den Gesellschaftsseiten im TA. Morgen erscheint die komplette Sammlung seiner bisherigen TA-Kolumnen im Zygotage-Verlag. Vernissage am 16. 5. um 20 Uhr in Bern in der Thalia-Buchhandlung (mit Ansprache von TA-Chefredaktor Peter Hartmeier).

LESER FRAGEN



PETER SCHNEIDER ANTWORTET

Eine Frage der Konstitution

Ich denke positiv ... Diese Aussage hört man oft von Zeitgenossen, die besondere Situationen gemeistert haben. Damit möchte man unterstreichen, dass man eine besondere Charaktereigenschaft aktiviert hat. Nach dem Motto: Lass dich nicht gehen, sieh dich an. Kann man «positiv denken» lernen, auch wenn man gelegentlich zu Verstimmungen neigt? Was raten Sie Menschen, die eher zu den Schwarzsehern zählen? Ist es nicht so, dass man entweder zu den Dauerstrahlern oder zu den skeptischen Mitbürgern zählt? K. Z.

Lieber Herr Z.

Das Standardbeispiel, mit dem einem erklärt wird, dass alles eine Frage der richtigen Einstellung sei, ist die Geschichte mit dem Glas Wasser, das der Optimist für halb voll, der Pessimist für halb leer erklärt. Keine Frage, welche Einstellung damit als die richtige verkauft werden soll – natürlich diejenige, die auf die Kraft des positiven Denkens setzt. Dieser zwanghafte Optimismus hat indessen für den Nichtdauerstrahlenden etwas so Deprimierendes an sich wie das milde Dauerlächeln erlöster Sektierer. Darüber hinaus ist die verordnete «positive» Einstellung weit weniger dazu tauglich, sein Leben auch nur einigermaßen glücklich über die Runden zu bringen, als deren Apologeten einem unentwegt weismachen wollen. Erstens besteht die Welt nicht vor allem aus genau bis zur Mitte gefüllten Gläsern. (Gottlob nicht, denn ein solches Glas-Universum wäre doch eine ziemlich triste Angelegenheit, selbst wenn alle Gläser auf immer und ewig halb voll wären und wir selbst sogar noch voller als nur halb voll.) Und zweitens schützen uns Skepsis und die Fähigkeit, Sachverhalte als zwiespältig und mehrdeutig wahrzunehmen, vor manchem Griff in manche Scheisse, aus der auch bei noch so positivem Denken partout kein Gold wird. Stichwort: Behring.

Nun aber zu Ihrer Frage: Jawohl, man kann «positiv denken» lernen. Denn wie die Erfahrung lehrt, gibt es keine Verblüdungsstufe, die Menschen mit ein bisschen Geduld und gutem Willen nicht erreichen könnten. Und ist man auf der des positiven Denkens erst einmal angekommen, sind gelegentliche deprimierende Anfälle von noch funktionierendem Realitätsinn nur ein Beweis dafür, dass man noch ein bisschen kräftiger üben muss.

Haben Sie Fragen?

Der Psychoanalytiker Peter Schneider beantwortet jeden Donnerstag ausgewählte Fragen zum Alltag, zur Lebensgestaltung und zu gesellschaftlichen Tendenzen. Die Redaktion freut sich über Ihre Zuschriften (es können allerdings leider nicht alle eingesandten Fragen beantwortet werden):

Tages-Anzeiger
Redaktion Gesellschaft
Postfach
8021 Zürich

gesellschaft@tages-anzeiger.ch



BILD THOMAS BURLA

«Mich interessiert es nie, ein Phänomen allgemein abzuhandeln», TA-Kolumnist Peter Schneider.

ARTVERWANDTSCHAFTEN

Die Ente auf Rädern und der Frosch im Hals

Von Paul Imhof

Ein Glück, dass der Strichcode nicht vor der Entwicklung der Wörter erfunden worden ist. Kaum vorzustellen, wie armselig unsere Sprache klinge, könnten wir nicht aus dem Reich der Tiere mit seinem Schatz an Namen und Tätigkeiten schöpfen.

Allein schon die Ente hat allerdings zu bieten, sie ist Inspiration für einen Rattenschwanz an visuellen und akustischen Vergleichen, die – abgesehen von der Zeitungsentee – verschwunden, aus

der Mode geraten oder durch andere Bezeichnungen ersetzt worden sind oder sich ewig halten.

Nur noch als Antiquität erhältlich ist zum Beispiel die Ente auf Rädern, der 2CV, hier zu Lande Döschwo genannt. Diese Blechente – nicht zu verwechseln mit Spielzeug aus dem gleichen Material – wurde als Automobil für den französischen Kleinbauern konzipiert und 20, 30 Jahre später von Studenten Westeuropas bis zum Auslaufen der Produktion 1992 genutzt, verehrt und gepflegt. Citroën begann in den 1930er-Jahren mit der Entwicklung eines Autos, in dem zwei Bauern und ein

paar Säcke Kartoffeln Platz haben sollten und das bei einer Höchstgeschwindigkeit von 60, 70 Stundenkilometern auf den lehrigen Landstrassen im damaligen Frankreich nicht auseinander brechen durfte.

Anänglich wegen des Dachs aus Segeltuch als «Regenschirm auf vier Rädern» verspottet, wurde dieses leichte Schaukelpferdchen bald wegen seiner Form und der Wackelbewegungen als Ente bezeichnet. Tatsächlich gibt es kein Auto mehr

wie den Döschwo, das sich derart in die Kurven legen und dabei Bodenhaftung halten kann – und auf diese Weise mancher

Landratte beigebracht hat, was Seekrankheit bedeutet. Der Grund, warum die Ente den Bürzel für Fehlinformationen und ausgekochte Lügen hinhalten muss, ist in ihrer Biologie nur beschränkt zu finden: Im Tempo ihrer akustischen Kommunikationstechnik gehen einzelne Klänge und Modulationen rasch verloren und bleiben

dem menschlichen Ohr vorenthalten. Auch Fehlinformationen entstehen dann, wenn man nicht richtig zuhört. Aber Lügen?

Die Zeitungsentee stammt aus Frankreich und ist laut «Lexikon der sprachwörtlichen Redensarten» seit 1850 im Deutschen gebräuchlich. Wie bei uns Rosskücher die Märkte unsicher machen, versuchten tusche Händler hinter französischen Ständen «un canard à moitié» zu verkaufen – eine halbe Ente zum vollen Preis. Mit der Zeit verlor sich der Zusatz «à moitié», und es blieb der «canard» als Symbol für Lug und Trug. Damit ist die Ente als Metapher-

fundus noch lange nicht ausgeräumt. Der Mensch watschelt immer wieder wie eine Ente, schwenkt das Hinterteil entengleich oder schnattert und quakt fast wie ein Frosch.

Sei kein Frosch, heisst es. Sei nicht blöd, ist gemeint, sei kein Spielverderber, scher bitte nicht aus, versteck dich nicht. Ergibt sich dann die angesprochene Person in ihr Schicksal – der Kluge gibt nach, der Esel bleibt stehen – und will kein Spielverderber sein, hat sie halt den Frosch geschluckt.

Das ist bei weitem besser, als noch stundenlang einen Frosch im Hals zu tragen.